

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 118.

Samstag, 22. Mai.

1915.

Klippen.

Nachdruck verboten.

(25. Fortsetzung.)

Roman von Helene Scheide-Keller.

Nickling wandte sich jäh nach Meimer um — wie aufgeschreckt — wie aufgerittelt.

Meimer — Scheveningen.

Die beiden Worte in so naher Beziehung, daß sie in einem Atemzug ausgesprochen wurden!

Es war wie der gellende Schlag einer Sturmglöckle mitten im fröhlich weiterklingenden Wortgeplänkel einer gesellschaftlichen Unterhaltung.

Raum vernarbte Wunden wurden aufgerissen. Alle Erinnerungen aufgeschreckt, daß sie wild ihn umkreisten. Die erlittene Schmach stand vor ihm und sein Stolz häumte sich auf. Born — Leidenschaft wogten heran und drohten, in einem Augenblick das in Jahren mühsam erbaute Haus wegzuspülen.

Seine flammenden Augen suchten erst Meimer; dann Erna.

Meimer unterhielt sich mit Ethel, als sei nichts geschehen. In den Zügen keine Spur von Erregung — nichts, das das wilde Hämmern seines Herzens hätte vernabern können. Doch er fühlte, wie jeder Muskel in eisernem Willen angespannt war.

Erna trank ihren Tee, knabberte an einem Kuchen und sprach mit Frau Crofen. Raum noch auf dem Gesicht eine leichte Röte, kaum noch ein letztes Auf- und Niederschlagen der Wimpern. Das Gefühl, daß sie in diesem Augenblick alles verlieren konnte, gab ihr eine erstaunliche Kraft.

Vielleicht hatten auch Ethel und Frau Crofen mit ihrem wachen Instinkt gefühlt, daß Gewitterwolken sich zusammenballten — viel schneller, als ein denkender, kombinierender Mann das Richtige geahnt — erraten — und mit dem Takt, den beide besaßen, mit einem Wort — mit einem Nücheln darüber hinweggeholfen.

Wie dem auch war — der Sturm legte vorüber. — Ethel wußte es geschickt einzurichten, daß Erna in ihr Gespräch mit Meimer hineingezogen wurde.

Sie hätten sich kaum ruhiger und natürlicher unterhalten können, selbst Nickling mußte es sich zugestehen und den Verdacht fallen lassen.

Nur beim Abschied hing Meimers Blick noch einmal flehend an Ernas Gesicht.

Nickling, der ihnen in dem Augenblick den Rücken zuwandte, konnte sie nicht sehen.

Meimer preßte leise die Hand, die er einst mit leidenschaftlichen Küssen bedeckt hatte.

Er liebte sie noch immer. Hatte sie nicht vergessen. Sie fühlte es.

Aber sie konnte nichts mehr für ihn empfinden. Für sie war die Vergangenheit wirklich tot. Sie lebte nur noch ihren Mann.

Er mußte aus ihren Augen das unwiderstehliche „Mein“ lesen.

XVII.

Als Erna am folgenden Morgen aufwachte, war ihr, als sei die Last gewichen, die sie seit Jahren mit sich geschleppt hatte.

Sie war der Gefahr entronnen, mit der sie noch immer hatte rechnen müssen. Nun sie wirklich den Mann wiedergesehen hatte, dem sie fast täglich zu begegnen fürchtete, war die Angst geschwunden. Sie hatte in seine Augen geschaut — seine Stimme gehört — und er hatte keinen Bann mehr auf sie ausgeübt. Sie war wirklich frei — und er wußte es jetzt — er hatte aus ihrem Wesen es erkennen müssen.

Das, wovon sie gedacht hatte, daß sie es nie würde ertragen können — war gekommen — und sie hatte es überstanden.

Von diesem Augenblick ab blieb sie nie mehr nutzlos stehen — warf nie mehr seufzend die Art zur Seite. Schleppte einen Stein nach dem anderen heran — baute unermüdt weiter, ob die Sonne schien, ob Winde brausten — immer weiter, bis endlich die Brücke vollendet war und sie und ihr Mann sich fanden.

— Es war im Raumental — im Sommer — vier-einhalb Jahre nach dem Zusammenbruch.

Er hatte ihren Bitten nachgegeben und ihr den Roman zu lesen gegeben, an dem er Jahre gearbeitet hatte und der nun vollendet war.

Alles Schwere, alle bitteren, verborgenen Tränen, alles, was in Schmerz und Kampf seine Seele durchwühlt hatte, war aus seiner Feder in dies Werk geflossen.

Nur wer gelitten hat, kann also schreiben.

Es gibt Laute, die man nicht einem anderen nachsingen kann, die aus der Tiefe des eigenen Herzens quellen müssen.

Das Buch war nicht wie eine Predigt im warmen, wohlverhüllten Zimmer in einem bequemen Sessel am Schreibtisch geschrieben worden, um die zum gebuldigen Ertragen zu ermahnen, die mit bloßen Füßen über Steine laufen müssen.

Der Mensch, der zur Feder gegriffen hatte, kannte den steilen Dornenpfad — hatte sich selber daran wund gerissen.

Das war die Kraft dieses Buches.

Erna wandte ein Manuskriptblatt nach dem anderen um und las und las.

Erst hier und da innehaltend — suchend den Zusammenhang aus dem Geschriebenen und seinem persönlichen Leben. Dann hämmerte wohl die Eifersucht an ihr Herz. Sie fühlte es: Hilde Roswald war die Seele dieses Buches.

Aber je weiter sie kam, desto mehr verloren sich diese Gefühle — schwand vor ihren Blicken ihr kleiner Kreis — ihr eigenes Ich. — Sie stand mitten im Getümmel des großen, weiten Lebens — vergaß, daß ihr Mann der Verfasser dieser Blätter war — folgte ihm, angezogen von einer unwiderstehlichen Macht, über die Klippen — durch die Nacht — durch die Wüste — seufzte — sang — schluchzte mit ihm — wußte nichts mehr von sich, von Hilde, von Hans — nichts mehr von Eifersucht — Groß — Enttäuschung — suchte nicht mehr ängstlich

Nach dem, was in der Erzählung aus seiner Erfahrung und seinen Erlebnissen stammte.

So groß war die fesselnde Kraft dieses Buches, daß sie das alles hinter sich lassen konnte, um in seinen Fußspuren zu wandeln und um noch die tiefen Lebensstimmen zu hören, die aus den Worten ihr entgegenhallten.

Als sie das letzte Blatt umgewandt hatte, stand sie mit einem müden Mann, der an Händen und Füßen blutete, auf der Höhe der Klippen.

Hinter ihnen das dunkle Tal, aus dem die schroffen, schneidenden Felsen aufragten. Vor ihnen — in weiter Ferne, ein blühendes Land, das ein Sonnenstrahl berührte.

„Nun, Erna?“

Ridling war eben ins Zimmer getreten.

Sie sah ihn erst verwundert an. Stand noch ganz unter dem Bann des Buches. Langsam nur kehrte das Bewußtsein von Zeit und Raum zurück.

Da stammelte sie ein: „Ganz — ich habe noch nie so etwas gesehen.“

Dann brach sie in ein Schlochen aus.

Er kam dicht an sie heran. War auch ergriffen. Sie hatte ihn verstanden — war ihm gefolgt — war nicht, wie er befürchtet hatte, an Kleinlichen Bedenken und eifersüchtigen Regungen haften geblieben. Das alles hatte sie überwunden und war eins im Empfinden mit ihm geworden.

„Erie“ — er sagte es so weich — sprach zum erstenmal wieder den Rosenamen aus.

Sie schaute auf.

Er blickte zu ihr herab — zog sie an sich und küßte sie — und küßte sie.

So blieben sie lange eng aneinander geschmiegt. Suchten nun plötzlich ineinander Schutz gegen das Weh, das ihnen beiden Wunden geschlagen hatte.

Konnten das Vergangene nicht vergessen und sahen doch plötzlich mit erstaunten Augen, daß sie auf einer zugebauten Brücke standen. Fasten sich bei der Hand und wandten sich zusammen mit tastenden Schritten der Zukunft entgegen.

Erna Ridling ging mit fröhlichen Augen umher; ertappte sich darauf, in plötzlich ausbrechendem Jubel, wie ein Bachfisch, durchs Haus zu singen und zu lachen.

Sie saß jetzt oft im Arbeitszimmer ihres Mannes. Er schrieb — sie stückte am Fenster — und wenn die Dämmerung kam, träumte jeder still vor sich hin, oder sie begannen zu plaudern, und sie staunte, daß sie ihn jetzt immer so viel zu sagen hatte.

Einmal meinte sie ganz unvermittelt: „Weißt du, Hans, wir Frauen sollten mehr Bäume mit verbotenen Früchten in unserem Leben wachsen lassen, dann wären unsere Ehemänner glücklicher daran.“

Er drehte sich überrascht nach ihr um.

„Wie meinst du das?“

„Nun — es ist ganz einfach. Als Mädchen stehen in unseren Gärten lauter verbotene Bäume — „Du sollst nicht“ — auf Mund — Stirn — Wangen — steht für den Mann das Verbot geschrieben. Die Folge ist, daß alles an dem Mädchen reizt und so viele, die vielleicht zwei Jahre darauf schon unter dem Ehejoch leugnen würden, sich als Heiratskandidaten melden.“

Er lachte.

„Du hast so unrecht nicht. Aber du kannst doch nicht verlangen, daß das Mädchen durch all die Ehejahre dies aufstachelnde „Du sollst nicht“ behält und darüber alt und grau wird!“

„Doch — doch“, versetzte sie — „sie müßte das Lernen, immer wieder Abwechslung zu bringen. Ich sage dir, dann gäbe es keine unglücklichen Ehen mehr. Warum wird die Ehe so oft etwas so langweiliges und Hausbackenes? Ganz einfach, weil an Stelle des „Du sollst nicht“ — das „Du sollst“ getreten ist und alle beide sagen können: „Es ist erreicht!“ Man leßt hinfort in Kochtöpfen und nicht mehr im prickelnden Champagner!“

Rein Verben mehr — nicht mehr die interessanter Entdeckungstreifen ins Herz des anderen. Nicht mehr das Bestreben, so schön, so gut wie möglich zu erscheinen. Die Frau vernachlässigt sich, „es ist ja nur ihr Mann“, denkt sie und bewahrt alles Heißdolle, Anregende für die anderen, für die das Verbot gilt!

Ist es ein Wunder, daß man dabei den anderen oder die andere satt wird? Der „charme“ ist weg. Nur noch die Reite bleibt zurück.“

„Wozu würdest du also als Abhilfe für dies Elend raten?“ fragte er und freute sich im stillen über die sprühenden Augen und das lebhaft gerötete Gesicht seiner Frau.

„Daß man es nie zu dieser Langeweile kommen lassen sollte.“

„Aber wenn die Menschen selbst langweilig sind — was dann?“

„Das ist ganz ein Ausnahmefall! — Das ist eben das Sonderbare, daß oft zwischen sehr interessanter Menschen die Ehe langweilig wird.“

„Und an wem liegt das?“ Er lachte und wollte sie gern necken.

„An der Frau — ganz allein an der Frau.“

„Ich danke dir im Namen aller Männer! Wir gehen also schuldlos davon — schütteln den Staub von unseren Füßen.“

„Lach nicht. Es ist mir ganz ernst. Und ich weiß, ich habe recht. Wir Frauen sind es doch, die in euer Leben Sturm — Sonne — Farbe — Bewegung bringen, — wir sind es also auch, die in dem Haus die Langeweile schaffen.“

Der Mann braucht den Angriff. Er will Widerstand sehen und ihn überwinden. Er will angespornt und gereizt werden. Er ist von Natur „Polygame“ und haßt das Einerlei.

Das sollten die Frauen berücksichtigen!

Wir sollten es eher verstehen, unserem Mann die erlaubte Frucht so zu reichen, als sei sie eine verbotene. Darin läge das ganze Geheimnis einer lebensvollen glücklichen Ehe.“

Ein anderes Mal sagte sie: „Die Menschen sind doch merkwürdig zwiespältige Wesen — suchen den guten, reinen Engeln zu gleichen — fühlen sich durch einen unerklärlichen Widerspruchsinstinkt getrieben, mit den bösen Teufelchen zu sympathisieren. Auch daran sollten die Frauen in der Ehe denken.“

„Meinst du etwa damit, daß sie selber solche kleine Teufelchen sein müßten?“

„Nein — nein —; aber es verstehen, das Feuer nie ausgehen zu lassen — und mit dem Wind heranzubrausen und mit dem Blitz durch die Schwüle zu zucken, daß der Mann gerade daran ist, im Bollwerkseifer seines Glückes zwischen weichen Polstern einzuschlafen.“

Und eines Morgens, als er sie gerade dabei fand, die im Garten frisch gepflückten Blumen auf seinem Schreibtisch zu stellen, und ihr mit einem Kusse dankte, versetzte sie: „Die Ehe könnte doch das Schönste und Herrlichste sein, was der Himmel einem Menschen schenken kann, — wenn man sie auffaßt als joch- und fettenlose freie Liebe — nur noch erhöht und durchleuchtet von dem Recht, damit vor die Welt treten zu dürfen. Aber das will man nicht glauben. Es muß erst durch Schmerz und Kämpfe gehen, bis man es verstehen lernt.“

(Fortsetzung folgt.)



Niemand von uns kann die Zukunft voraussehen, und auch der mächtigste Monarch und der geschickteste Staatsmann kann sie nicht beherrschen und leiten. Die ganze Weltgeschichte läßt sich überdruht nicht machen; auf ihrem Strom kann man ein Staatsschiff steuern, wenn man sorgfältig auf den Kompaß der *salus publica* blickt und diese richtig zu beurteilen weiß.
Wisnarcz.

Aus der Kriegszeit.

Dünenkrieg und Dünenschlachten. Der seit November 1914 in Westflandern tobende Krieg spielte sich zu einem großen Teil in dem Dünengebiet ab, das hier die Küsten der Nordsee und des Kanals einjäumt und erhält dadurch einen ganz eigenen Charakter. Die Dünen haben denn auch, wie Professor Sigmund Günther in einer fesselnden Studie über Dünen und Dünenkrieg nachweist, in der Kriegsgeschichte mehrfach eine interessante Rolle gespielt. Kulturgeschichtlich merkwürdig ist, daß, wie man aus einer uns erhaltenen Notiz schließen darf, bereits dem karthagischen Seefahrer Hanno um 460 v. Chr. die gewaltigen Dünen der nordwestafrikanischen Küste aufgefallen waren, während die erste Namensgewöhnung der Dünen sich bei dem Annalenschreiber Plinius findet, der für 539 n. Chr. einer friesischen Sturmflut Erwähnung tut; durch dieses Ereignis seien die Sanddünen vernichtet worden, „quos damos vocant“, „die man Dünen nennt“. Sogar Dante kennt das Kriegswerk der Dünen gegen die Gewalt des Meeres; im 15. Gesange des „Inferno“ erwähnt er den großen, im Jahre 1300 von Graf Johann von Namur angelegten Deich, an den noch immer der Name des Dorfes Damme erinnert („zwischen Brügge und Aisfant“) und der als Flammenerle Lat der Jugendtechnik des Mittelalters gewaltiges Aufsehen erregte. 300 Jahre später ward die berühmte sog. „Dünenschlacht“ vom 2. Juli 1600 geschlagen. Die Schlacht, die einen „Markstein im Befreiungskampfe der Niederlande bildete“, spielte sich an einer Stelle ab, die dem deutschen Zeitungsleser der Gegenwart nur allzu bekannt ist, nämlich zwischen Nieupoort und Lombardsdyde; hier errang einer der größten Feldherren der Neuzeit, Prinz Moritz von Oranien, einen großen Sieg über die von Erzherzog Albrecht von Österreich befehligten Spanier. Die Entscheidung des Kampfes fiel dadurch, daß Moritz kühn genug war, seine Geschütze vor den Dünen auf dem durch die Ebbe freigelegenen Strande aufzustellen und, als diese ihre Schuldigkeit getan hatten, einen Kavallerieangriff über den Dünenkamm zu wagen, der glänzend gelang. Bekannt sind sie „Landes“ in Südfrankreich, ein Logunen- und Dünengebiet, in dem Einwohner und Briefträger, Landstreicher und Postkisten sich auf Steinen zu bewegen pflegen. Sie sind erst entstanden, als man um die Wende des Mittelalters zu Zweden des Flottenbaus den Waldbestand niedergeschlagen hatte; der Finanzminister Nedter suchte um 1760 die Wiederaufforstung des Landes kräftiger zu betreiben, aber „alles wurde wieder verdorben, als Napoleon I. in seinem Übermut, der englischen eine gleichwertige französische Flotte gegenüberstellen zu können, alle hochstämmigen Bäume niederschlagen ließ.“ Wie wenig die Dünenlandschaft militärische Operationen begünstigt, hat sich im Jahre 1807 bei den beiden historisch berühmt gewordenen Belagerungen von Danzig und Kolberg deutlich genug gezeigt. Die Weichselfestung fiel, weil Morichall Besäure eine beherrschende Stellung auf der Frieschen Neigung einnehmen konnte, und es gelang ihm dies nur, weil man von preussischer Seite nicht gewagt hatte, das Bälchen zu vernichten, das auf dem sog. Holm, einer zwischen Meer, Nollan und Danziger Weichsel gelegenen Insel, angepflanzt worden war und die Bestimmung hatte, das Vordringen der Düne hintanzuhalten. „Natürlich wäre es, wie wir heute die Dinge betrachten, Pflicht des Gouverneurs gewesen, diesen Schuppwinkel, dessen sich der Feind unschwer zu bemächtigen vermochte, schon vor Beginn der Belagerung unschädlich zu machen, allein jene fonderbare Militärbeurteilung, von deren Verhaseln der Unglücksfeldzug 1806/07 eine ganze Anzahl der merkwürdigsten Proben vorführt, verhin-derte die Beseitigung des Gehäuses.“ Bei Kolberg kam sehr viel darauf an, das Vorgebiet am Meer zu halten, weil sonst die Zufuhr von Schweden, die Lebensmittel und Waffen lieferte, unterbunden ward. Der wichtigste Punkt war hier ein Dünenwäldchen, die in der Geschichte jener glorreichen Verteidigung oft genannte Raifühle. Hier hatte das schiff-sche Freikorps mit den Hilfsmitteln der stüchtigen Befestigung das Vorgehen der Franzosen längs des Strandes zu verhindern, und das erwies sich als eine schwierige Aufgabe, weil der Untergrund in steter Bewegung war. Die Palissaden stiegen bald an zu wackeln, die „Wohlsgruben“ füllten sich rasch mit Schlamm, und die Profile der Schanzen flochten sich von selbst ab. Es bleibt erbaulich, daß die Raifühle unter die-

sen Umständen erst nach vielen Wochen fiel; damit wäre aber das Schicksal der Festung bald besiegelt gewesen, hätte nicht am 2. Juli die Kunde vom kaiserlichen Waffenstillstand die Feindseligkeiten beendet. Im Weltkrieg steht stehen die Kämpfe bei Ostende, Westende, Blankenberghe, Seebrügge, Deyt und Krode im Zeichen des regulären Dünenkrieges; hier aber ist die Beschaffenheit der Dünen anders als an der Ostseeküste, so daß schwere Artillerie zur Bezwingung der englischen Seeangriffe aufgestellt werden konnte.

Die ewige Wiederkehr des gleichen. Drei fonderbare Erzählungen gingen in den letzten Wochen, die eine in Süddeutschland (Konstanz), die andere in Mitteldeutschland (Jena), die dritte in Norddeutschland (Osnabrück) von Mund zu Mund, und teilweise auch in die Presse über. Danach wurde von einem Knaben bezw. einer Frau bezw. einem Schäfer (sogenannte Spöckenleier) schon vor einem Jahre erst vorhergesagt, daß „in diesem Sommer“ der Krieg kommen werde, und auf weiteres Drängen hätten sie sich dann auch über den Friedensschluß geäußert, der nach der Vorhersage des Knaben im März, nach der der Frau am 27. April, nach der des hellscherischen Osnabrücker Schäfers aber im Mai kommen sollte. Alle drei Erzählungen schlossen mit der Beteuerung der betreffenden: dies wird sich ereignen, so wahr ich selbst vorher sterben werde, und dann mit der Bekräftigung: der Knabe, die Frau, der Schäfer — ist dann auch wirklich Ende Januar (bezw. Februar oder März) gestorben. Diese Erzählungen zeigen, wie in angstvoll aufgeregten Zeiten, wie der jetzigen, sich die Volksdichtung in weit voneinander entfernten Gegenden in ganz gleicher Weise bedingt und wie grausam und berechnend sie in allen drei Fällen das Seltam-Schwerliche jeder einzelnen Weissagung steigert. Doch das ist nicht das einzige, was an diesen Vorgängen interessiert. Soeben wird auf Grund englischer Zeitungsberichte ein eigenartiger Zwischenfall bekannt, der sich bei dem Zeppelinangriff auf die Küstenstadt Blyth ereignet haben soll. Dort, so wird erzählt, fand kurz nach Sonnenuntergang eine von Tausenden besuchte Versammlung auf freiem Felde statt, in der die Frage der allgemeinen Wehrpflicht erörtert werden sollte. Der Sprecher war gerade dabei, die Schwärze eines Zeppelinangriffes zu schildern, wurde aber fortwährend durch ironische Zurufe aus der versammelten Menge unterbrochen. Da redete er in Verzweiflung die Hand gen Himmel und rief: „Ihr werdet schon anders sprechen, wenn erst da oben ein unerwarteter Besucher erscheint!“ Und kaum waren diese Worte gesprochen, als plötzlich das Surren von Motoren hörbar wurde; aller Augen blickten auf, und am Abendhimmel zeichnete sich deutlich die Silhouette eines Zeppelins ab, der pfeilschnell landeinwärts flog. „Da ist er ja, der unerwartete Besucher!“ rief der Redner, aber er hatte keine Zeit mehr, seine Ansprache zu vollenden, denn unter Schreensrufen stürzte sein Publikum aneinander, und in wenigen Minuten war das Riesensfeld leer. Dieses Geschehnis steht nun bemerkenswerterweise ebenfalls nicht ohne Beispiel da. So wird uns von einmütigen Augen, der selbst dabei gewesen sein will, folgendes von dem derzeitigen Oberhofprediger a. D. Stöder erzählt. Im Sommer 1906 etwa kam Stöder zu einem kirchlichen Feste nach Platte bei Lüchow und hielt dort gleichfalls nahe der Kirche eine große Versammlung unter freiem Himmel ab. Im Laufe seiner Ausführungen zitierte er, wie weiß, in welchem Zusammenhang, die Bibelstelle Luk. 12, 49: „Ich bin gekommen, daß ich ein Feuer anzünde auf Erden, was wollt ich lieber, denn es brennede schon.“ Und kaum hatte er dies gesagt, da entstand eine Unruhe; man gewahrte einen mächtigen, soeben im Entstehen begriffenen Rauch am Horizonte, und auch in diesem Falle löste sich begreiflicherweise die Versammlung Hals über Kopf auf. Und dazu läßt sich nun auch noch ein eben solches Vorkommnis, das 20 Jahre weit zurückliegt, anführen. Am 13. Juli 1714 wurde die Stadt Radeberg in Sachsen — wie es in einer damaligen Druckschrift heißt — „durch des Allerhöchsten Born mit Donnerkeilen verwüstet“, nachdem sie sich eben erst von den Drangsalen des nordischen Krieges mildernd erholt. Man war darüber so außer sich und betroffen, daß man schließlich dem Oberpfarrer Dr. Richter die Schuld an dem Unglück gab, der in seiner letzten Predigt die Stadt mit Sodom und Gomorra verglich und mit einem derben Stöße auf die Kanzel schloß: „Ihr werdet es noch erfahren! Gott wird mit Blitz und Donner darin schlagen!“ Nach Stunden später ging seine Prophezeiung in Erfüllung. Die ganze Stadt wurde ein Raub der Flammen, und da ausgerechnet nur seine Pfarre von dem Brande verschont blieb, hätte man ihn um ein Haar gesteinigt. Ja, man verzweifelte sogar an lieben Gott: „Er ist ja kein Bir noch Zeu, / Der sich nur nach Blute sehnt, / Sein Herz ist zu lauter Treu, / Und Constat angewohnt.“ So tröstete im nächsten Gottesdienste ein anderer Prediger die verstörte Gemeinde,

Neues vom Büchermarkt.

Kriegsliteratur.

* „Mit dem Hauptquartier nach Westen.“ Aufzeichnungen eines Kriegsberichterstatters. Von Heinrich Binder. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Als Berichterstatter des „Berliner Tageblatts“ hat der Verfasser die großen Tage mitgemacht, als die deutsche Heere im August unwiderstehlich Festung um Festung nahmen und in Frankreich einrückten. Er begnügt sich aber keineswegs damit, etwa nur abgerissene Bilder und skizzenhafte Tagebuchschilderungen zu geben, er sucht vielmehr seine Erlebnisse stets mit dem großen Gang der weltgeschichtlichen Ereignisse zu verknüpfen. Darum holt er aus bei den Zülitagen, die alle Welt in Spannung hielten, und läßt uns mit martigen Worten die Lage der Kriegserklärung und Mobilmachung noch einmal durchleben. Wir folgen ihm auf seinem Wege nach dem Kriegsschauplatz, zum Großen Hauptquartier, nach Belgien, zur Armee des Deutschen Kronprinzen usw. Stets kann er uns neue Einblicke in die großen Ereignisse geben, und er versteht es dabei ausgezeichnet, durch seine fesselnde Darstellung unser Interesse immer von neuem zu steigern. Die photographischen Aufnahmen des Verfassers bieten eine willkommene Ergänzung zu den Schilderungen.

* „Zwischen Visne und Argonnen.“ Eindrücke und Erlebnisse an der Schlachtfeldfront von Erich Köhler. (Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt, G. m. b. H., Berlin, SW. 11.) Aus der nicht geringen Fülle von Büchern, die die ersten Kriegsmomente bereits geboren haben, hebt dieses knappe Werk sich deutlich dadurch hervor, daß es aus eigenem Erleben, aus eigener Anschauung entstanden ist. Der Verfasser, der hier in Wiesbaden ja durch seine Vorträge im Kurhaus und seine Aufsätze im „Wiesbadener Tagblatt“ bestens bekannt ist, hat sich bekanntlich im Dienste des Roten Kreuzes längere Zeit im Gebiet der Visne betätigt und ist dabei bis in die vordersten Reihen der Kämpfenden während des Kampfes selbst vorgezogen, wie seine Schilderungen beweisen, oft unter schwerster Lebensgefahr.

* „Der Kriegsfreiwillige.“ Von Hermann Ehdorf. (Johannes Baum, Verlag, Berlin, W. 30.) Gelle Begeisterung, höchste Opferwilligkeit waren es, die Millionen junger, aber auch viele tausend älterer Deutsche zu den Fahnen strömen ließ, um sich freiwillig zum Schutze des bedrohten Vaterlandes zur Verfügung zu stellen. Zu den älteren Kriegsfreiwilligen, die sich, ohne vorher Soldat gewesen zu sein, zum Dienste meldeten, gehört der Verfasser dieses Buches.

* „Der deutsche Krieg in Feldpostbriefen“, so betitelt sich eine Sammlung von Kriegsbriefen, die im Verlage Georg Müller, München, soeben erschienen. Uns liegen heute zwei Bände vor, Bd. 1: Vütlich, Namur, Antwerpen und Bd. 2: Hindenburg und Tannenberg. Die Briefe, deren Sammlung in Buchform ein bleibendes Verdienst des bekannten Verlages ist, lassen uns einen ungemein lebendigen Blick in die Seele des deutschen Volkes tun, in seinen hohen Bildungsstand und sein tiefes Gemütsleben. Kadender als Kriegsberichte lesen sich diese schlichten Briefe unserer tapferen Feldbraven, und wenn die Darstellungen auch keinen klaren Einblick in die Kriegsoptionen geben können, so bilden sie eine wertvolle Ergänzung für die mückerne Kriegsberichterstattung, da sie uns in die Mühlsale des einzelnen in diesem großen Kriege einen Einblick gestatten. Aus allen Briefen aber spricht Opferwilligkeit, Pflichtgefühl und Begeisterung, — soldatische Tugenden, die uns kein anderes Volk auf Erden je wird nachmachen können. Dr. G. Sch.

* „Auf Hindenburgs Siegespfaden.“ Winter-Eindrücke an der preußisch-polnischen Schlachtfeldfront von Erich Köhler. Mit 34 Abbildungen. (Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin, SW. 11.) Das hübsch ausgestattete Büchlein gibt ein anschauliches Bild von den Zuständen an der preußisch-polnischen Front, von dem kulturellen Niveau in Polen wie von den furchtbaren Verwüstungen in Ostpreußen. Köhlers Schilderungen sind ja unseren Lesern als außerordentlich lebendig bekannt. Das beste Urteil über das temperamentvoll und anregend geschriebene Buch hat General-Feldmarschall von Hindenburg gefällt, indem er die Widmung angenommen hat.

* „Bei Hindenburg.“ Aus seinem Leben und Wirken. (Johannes Baum, Verlag, Berlin, W. 30.) Wir Deutsche wollen mit unserem Selben leben, wir wollen den Mann, für den heute jeder Deutsche eine heilige Empfindung des Dankes und der Verehrung hegt, in unserer Nähe haben, um ihn besser zu kennen und, wenn das möglich wäre, besser noch zu lieben. Diefern Bedürfnis kommt das Buch entgegen, das seine trodene Zusammenstellung wesentlicher Daten, seine leblofe Anhäufung aneinander gereihter Einzelheiten ist, sondern eine lebendige Schilderung des Werbens und Wirkens des Mannes enthält, dessen Namen auf aller Deutschen Lippen schwebt, dessen Bild in jedes Deutschen Herz lebt.

* „Der Tag des Deutschen.“ Vier Kriegsaufsätze von Paul Ratorp. (Verlag von Otto Nippel, Sagen i. W.) Zu den großen Denkern Deutschlands, die uns sagten, was der gewaltige Kampf für das Innenleben unseres Volkes bedeutet, tritt hier der bekannte Marburger Pädagoge und Psycholog. Motto ist das Schillersche Wort: Jedes Volk hat seinen Tag in der Geschichte, doch der Tag des Deutschen ist die Ernte der ganzen Zeit. Zu einem Ganzen schließen sich die vorher schon einzeln erschienenen Aufsätze zusammen, indem sie derselben Aufgabe dienen, die Sicherheit der inneren Stellung zum gegenwärtigen Kriege zu gewinnen, die letzte Rechtfertigung des deutschen Wertes und seiner ewigen Aufgaben zu erbringen. Wir müssen den großen Prozeß der Zeit gewinnen, das ist, wieder in Schillers Worten ausgedrückt, das Endergebnis der geistvollen Betrachtungen.

Bismarckliteratur.

* „Plantage Bismarckii Niederlein.“ Konful a. D. Gustav Niederlein gibt in dieser kleinen eigenartigen Bismarckrechnung die Entdeckungsgeschichte und die geschichtlichen Daten der Erforschung einer sonderbaren strauchartigen Wegetritart, die er im Jahre 1879 in den südargentinischen Anden (Patagonien) entdeckte und damals schon nach Bismarck benannte. (W. Fiedlers Antiquariat, Bittau.)

* „Bismarck und wir“ betitelt sich die Rede, die Prof. Rigmann bei der Bismarckfeier des liberalen Bürgervereins in Bonn am 31. März 1915 hielt. Die Rede ist bei Fr. Cohen, Bonn, erschienen.

* „Bismarck, der eiserne Kanzler“ von Dr. G. H. Helmolt, nebst Bismarcks Leben in Bildern und Dokumenten. (Verlag J. M. Neuenhoff, Leipzig.) Das Buch bringt eine ganz neu aufgefaßte Lebensbeschreibung, eine Schöpfung Helmolts, des berühmten Verfassers der großen Weltgeschichte, dem es gegeben ist zu schreiben, wie nur wenigen. Außerdem bringt das Buch viele Bildnisse des Kanzlers in den verschiedensten Lebensstufen und zahlreiche Abbildungen und Familienes, im ganzen 90 Stück, so daß uns das Leben Bismarcks vom Kinde bis zum Greise in guten Abbildungen vorgeführt wird.

* „Der Höhepunkt im Leben Bismarcks und die Bedrohung seines Wertes durch unsere Feinde.“ Ein Vortrag, gehalten im Januar 1915 von Reinhold Mäcke, Professor zu Wiesbaden. (Pädagogische Abhandlungen. Neue Folge. 16. Band, Heft 12.) (Verlag H. Helmholtz Buchhandlung, Wiesfeld.)

* „Kaiser Wilhelm II. Dazu eine Ansprache an Fürst Bismarck in Friedrichsruh.“ Von Reinhold Mäcke, Professor in Wiesbaden. (Pädagogische Abhandlungen. Neue Folge. 16. Band, Heft 10.) (Verlag H. Helmholtz Buchhandlung, Wiesfeld.)

Politik.

* „Ernst Bassermann, Sein politisches Wirken.“ Auswärtige Politik. (Verlag Karl Curtius, Berlin, W. 85.) Ernst Bassermann, der als Nachfolger Rudolph von Bennigsens die Führung der national-liberalen Partei übernahm, kommt hier in seiner Stellung zur auswärtigen Politik zu Wort. Die Reden zur auswärtigen Politik sind die temperamentvollen Auslassungen, in denen Bassermann zu den europäischen Angelegenheiten der letzten 20 Jahre Stellung nahm. Sie geben eine fast lückenlose Vorgeschichte des Krieges. Wenn man liest, was Bassermann beispielsweise über „Die Schaffung der Flotte“, „Die Entfaltung Deutschlands“, „Die Veröffentlichungen im Daily-Telegraph“, „Die Annexion Bosniens und der Herzegovina“, „Deutschland und England“, sowie über andere Themata von höchster Wichtigkeit zu sagen weiß, sieht man die gewaltige europäische Auseinandersetzung langsam aber sicher heranreifen. Das Buch enthält außerdem noch eine Einleitung des Herausgebers des bekannten Generalsekretärs Dr. Fritz Mittelmann über die Familie und den Werdegang Bassermanns sowie ein wohlgelegenes Bildnis.

* „Preußens Aufgang.“ Aus der Regierung Friedrich Wilhelms und den Anfängen Friedrichs des Großen. Ein Volksbuch von Professor Dr. Benno Diederich. (Verlag Georg Westermann in Braunschweig.) Dieses Buch von Preußens Aufgang enthält in seinem Hauptteil große zusammenhängende Stücke über die Regierung Friedrich Wilhelms I., des spartanischen Soldatenkönigs, und den leuchtenden Sonnenaufgang Friedrichs des Großen bis zu der föhlichen Affäre von Herital, die damals wie ein Licht in alle Bewölken schlug. Diese Stücke sind ausgewählt aus Carlhes Werk über Friedrich den Großen.

* „Über Werden und Vergehen der Universalreiche“ von Ulrich Wilken, Professor der Geschichte an der Universität Bonn. (Verlag Friedr. Cohen, Bonn.) Wilkens Kaiserrede zum 27. Januar 1915, die hier gedruckt vorliegt, knüpft an ein Kaiserwort an und belehrt über den Untergang der Weltreiche des Altertums.